

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch

Band: 17 (1941)

Artikel: Gottfried Kellers Frauenfelder Freund

Autor: Nägeli, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-700334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gottfried Kellers Frauenfelder Freund

Von Dr. Ernst Nägeli

Im zweiten Teil des Kapitels «Schwindelhaber» im «Grünen Heinrich», in dem Abschnitt seiner Jugendgeschichte, da Gottfried Keller die abwegigen, krausen Anfänge seiner Malerei schildert, erzählt uns der Dichter von einem Freund, der ganz in diese Lebensperiode des Phantastischen und Unechten hineinpaßt: «Ich hatte um diese Zeit einen feurigen und lebhaften Freund, welcher meine Neigungen stärker teilte, als alle anderen Bekannten, viel mit mir zeichnete und poetisch schwärzte, und da er noch die Schulen besuchte, reichlichen Stoff von da in meine Kammer brachte. Zugleich war er lebenslustig und trieb sich ebenso oft mit flotten Leuten im Wirtshaus herum, von deren Herrlichkeiten und energischen Gelagen er mir dann erzählte.» Der grüne Heinrich konnte nicht mittun, da ihn die Mutter zu knapp hielt. Als der Freund schließlich in die Ferne verreiste, bot sich Gelegenheit zu einem feurigen Briefwechsel. «Wir erhoben unser Verhältnis zu einer idealen Freundschaft, nicht getrübt von dem persönlichen Zusammensein, und boten in regelmäßigen Briefen die ganze Beredsamkeit jugendlicher Begeisterung auf. Nicht ohne Selbstzufriedenheit suchte ich meine Episteln so schön und schwungreich als immer möglich zu schreiben, und es kostete mich Übung, meine unerfahrene Philosophie einigermaßen in Form und Zusammenhang zu bringen. Leichter wurde es, einen Teil der Briefe in ein ausschweifendes Gewand zu hüllen und mit dem meinen Jean Paul nachgemachten Humor zu verbrämen; allein wie sehr ich mich auch erhitzte, und allen meinen Eifer aufbot, so übertrafen die Antworten des Freundes dieses alles jedesmal sowohl an reiferen und gediegeneren Gedanken, als an wirklichem Witze, der beschämend das Schreiende und Unruhige meiner Ergüsse hervorhob.»

Aber auf einmal brach das schöne Gebäude der Freundsbriefe zusammen: «Da fiel mir eines Tages Zimmermanns Buch über die Einsamkeit in die Hände», erzählt Heinrich, «von welchem ich schon viel gehört, und das ich deshalb nun mit doppelter Begierde las, bis ich auf die Stelle traf, welche anfängt: „Auf deiner Studierstube möchte ich dich festhalten, o Jüngling!“ Jedes Wort ward mir bekannter, und endlich fand ich einen der ersten Briefe meines Freundes hier wörtlich abgeschrieben. Bald darauf entdeckte ich einen anderen Brief in Diderots unmaßgeblichen Gedanken über die Zeichnung, welche ich bei einem Antiquar erworben, und so fand ich die Quelle jener Schärfe und Klarheit, die mich so erregt hatten. Und wie lange säumende Ereignisse und Zufälle plötzlich haufenweise zutage treten, so trat nun rasch eine Entdeckung nach der andern hervor und enthüllte eine seltsame Mystifikation.» Der grüne Heinrich fand auch noch Stellen

aus andern Dichtern in den schönen Briefen seines Freundes und wurde darob «schmerlich beleidigt». In einem Briefe wies er ihn auf die Entdeckung hin und tadelte ihn. «Allein mein verletzter Ehrgeiz ließ mich zu heftige und spitze Ausdrücke wählen, mein Gegner hatte sich nicht über mich lustig machen, sondern nur mit wenig Mühe meinem Eifer die Waage halten wollen, wie er sich auch nachher, in ernsteren Dingen, immer mit solchen Mitteln zu helfen suchte, obgleich er die Talente zu wirklichem Streben in vollem Maße und daher auch Selbstgefühl besaß. So kam es, daß er, um seine Verlegenheit zu decken und ärgerlich über meine Auflehnung, noch gereizter und beleidigter antwortete. Es stieg ein mächtiges Zornsgewitter zwischen uns auf. Wir schalteten uns rücksichtslos, und je mehr wir uns zugetan gewesen, mit desto mehr Aufwand an tragischen Worten kündeten wir uns die Freundschaft auf... Aber nicht nur seine, sondern auch meine eigenen harten Worte schnitten mir ins Herz; ich trauerte mehrere Tage lang, indessen ich den Geschiedenen zu gleicher Zeit noch achtete, liebte und haßte...»

Dieser Schilderung liegt ein wirkliches Erlebnis zugrunde. Der Freund des grünen Heinrich entspricht einem Jugendfreund Gottfried Kellers, wenn die Dichtung auch natürlich kein genaues Konterfei dieses Freundesverhältnisses gibt. Einen solchen Briefwechsel hat der junge Maler Keller tatsächlich geführt und dabei die ihn empörende Entdeckung gemacht, von der im Roman die Rede ist. Freilich ging darob im Leben die Freundschaft nicht ganz in Brüche. Der Freund, der sich mit fremden Federn schmückte, stammte aus Frauenfeld und hieß Johann Müller. Er war im Jahre 1819, wie Gottfried Keller, geboren und ging einige Jahre in Zürich zur Schule. Dort wurde Gottfried Keller mit ihm bekannt, da die beiden ähnliche Neigungen zeigten; auch Müller versuchte sich nicht ohne Talent in der Malkunst, der sich damals Keller, von schlechten Lehrern geführt, auf falschen Wegen nahte. Müllers Vater war der bekannte Biedermeierarchitekt David Müller aus Matzingen — das dortige Pfarrhaus wurde von ihm gebaut. Er wohnte in Frauenfeld in der Engelvorstadt, wo er sich in den dreißiger Jahren ein neues Haus baute. Er zog den achtzehnjährigen Sohn in Zürich zur Mitarbeit im Geschäft heran.

Die räumliche Trennung der Freunde, in die sich Müller sehr ungern schickte, bot Gelegenheit zu schriftlichem Verkehr. Während etwa zehn Jahren gingen Briefe hin und her, doch wurden sie in den letzten Jahren sehr selten. Die Episteln der ersten Zeit, die dicht aufeinander folgten, sind noch jugendlich übermütig. Müller richtet seinen ersten Brief vom 1. Lentz 1835 an «Herrn Kunstanstreicher Keller im und auf dem Hund» und unterzeichnet mit

«Dreckaufhenker». Anstatt den Ort zu schreiben im Datum skizziert er das Wahrzeichen Frauenfelds, das Schloß. In einem andern Schreiben redet er Keller an mit «Lieber Schlingel». Neben den Äußerungen knabenhafte Mutwillens zeigt sich aber doch das ernsthafte Bestreben, sich gegenseitig künstlerisch zu fördern. Die beiden malenden Freunde pflegen sich Bilder und Skizzen zuzusenden und zu kritisieren. Namentlich Müller befleißt sich, seines Freundes Werke mit Scharfsinn zu betrachten. Da schreibt er zum Beispiel in seinem ersten erhaltenen Briefe zu einer Skizze Kellers: «Der Himmel ist vortrefflich, die Wellen sind gut, nur zu klein, der Felsen zu niedrig, das Kamel zu weit vom Wasser entfernt. Es sollte in die offenen Wogen hinunter sehen, zum Sprung bereit, doch im Zweifel sein. Das Ganze ist einfach erhaben, die Lichter gut verteilt, auch die Farbenwahl ist gut. Die Wellen dürften sich türmen, und die ganze Landschaft hätte alsdann einen heftigen Sturm zu erwarten.» Keller ist zurückhaltender mit seinen Urteilen, vielleicht um die Freundschaft zu schonen, und Müller beklagt sich daher einmal darüber. Er legt seinem ersten Schreiben ein kleines, noch erhaltenes Aquarell von dem Frauenfelder Schloß bei, das freilich kein auffallendes Kunsttalent offenbart. Daneben verziert er seinen Brief mit Teufeln. Teufel, Räuber und Zigeuner waren die Lieblingsgestalten der beiden jungen Maler. An ihnen konnte sich die abwegige Phantasie auslassen, von der im «Grünen Heinrich» die Rede ist. Die Freunde suchten in fast krankhafter Phantasterei überall das Kuriose, Fratzenhafte, Unnatürliche.

Neben der Besprechung künstlerischer Fragen haben sich die Freunde auch während der ganzen Dauer des Briefwechsels gewöhnliche, bürgerliche Dinge zu sagen, von denen sie oft lieber geschwiegen hätten. Müller muß sich bei seinem zechfrohen flotten Leben, von dem im «Grünen Heinrich» erzählt wird, in Zürich einige Schulden aufgeladen haben. Keller erhält daher den Auftrag, bei den Wirten, denen Müller Geld schuldet, gut Wetter zu machen und sie mit einem Abzahlungsplan zu befreunden. Später ist Gottfried Keller in München Müllers Treuhänder, und er hat die Schulden, die jener bei seinem Münchner Aufenthalt anhäufte, mit Müllers Geldsendungen zu begleichen. Umgekehrt gelangt auch Keller in der chronischen Geldnot seiner Werdejahre oft an seinen Freund in Frauenfeld, der offenbar immer pumpte, wenn es ihm bei seinem eigenen großen Aufwand möglich war. Keller sollte Müller auch behilflich sein, in Zürich Arbeit zu finden; denn er wohnte ungern in Frauenfeld. Er konnte da offenbar zu wenig großzügig leben. Im Frühjahr 1838 scheint sich Müller nochmals längere Zeit in Zürich aufgehalten und Frauenfeld fast vergessen zu haben; denn es liegt ein Schreiben von Müllers Schwester Verena an Gottfried Keller vor, in dem sie ihn beschwört, Auskunft über ihren Bruder zu geben.

Am interessantesten sind diejenigen Briefe der beiden Freunde, die der Schilderung im «Grünen Hein-

rich» entsprechen, in denen sich die schwärmenden romantischen Jünglinge ihre hohen Gefühle offenbaren, mit dem Unterschiede freilich, daß Müller zur Hauptsache wörtlich fremde Gedanken als die seinen wiedergibt. Er erschließt aber damit bei seinem Freunde einen munteren Quell. Auch Keller ist noch nicht ganz selbstständig. Man hört aus seinen großartigen Sätzen dann und wann Anklänge an Dichter und Denker, die er vielleicht eben gelesen hat. Aber daneben dringt seine kräftige Art, wenn auch noch etwas jugendlich schwärmerisch und unabgeklärt, doch schon prächtig durch. Ein Stichwort bei Müller, wie «Einsamkeit» oder «Tränen» veranlaßt Keller zu den schönsten Abhandlungen und gefühlvollsten Betrachtungen, wobei er oft wohl gar nicht mehr an seinen Freund denkt, sondern sich einfach aussprechen will. Denn in dem jungen Künstler, der auf den Abwegen seiner verfehlten Malerei sich nicht befriedigend ausdrücken kann, brodelt es wirr von Gefühlen, die noch vergebens nach dem dichterisch klaren Ausdruck suchen. Wir wollen hier den Brief Müllers mit den geborgten Betrachtungen über die Einsamkeit, von der in Kellers Roman die Rede ist, ganz wiedergeben.

Frauenfeld, 20. Juni 1837.

Lieber Freund,

Labsal ist nirgends als in der Einsamkeit für ein Herz, das noch nicht weiß, wo sich anschließen, wie sich mitteilen, und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht, von dem Herzen, das ihm so mild entgegenkommen und es aus der Ferne auch noch so mild begleitet. Alleinsein muß jeder Betrühte lernen. So sanft, so süß leiden, traurig sein, ohne recht zu wissen warum, und dann doch die Einsamkeit allem vorziehen, gerne allein sein, an dem klaren See, auf Felsen und Flüssen, in schwarzem Gehölze; nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet, oder nur eine einzige Seele um sich haben wollen, der man dies alles mitteilen kann, dies alles umfassen und übrigens die ganze Welt tun und denken lassen, was sie will, dies ist ein Zustand, den jeder Jüngling einmal genießen sollte.

Wüst, dunkel und rauh ist freilich dieser Weg; aber er führt nach mühsamem Steigen auf erhabenen Ruheplatz und friedsame Ufer und in die freie Himmelsluft. Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem Du nach wohlbenutzter keck und kühn durchgearbeiteter Jugend dann auch im männlichen Alter aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie wert sind. Aber freilich, dazu fehlen mir die Kräfte sehr; aber doch, Bruderherz, wäre ich in Zürich, so würden unsere Herzen zu einer jugendlichen Flamme, die alles Kleinliche verbrennen, aber zu allem Großen, Wahren und Edlen emporlodern würde; da käme dann doch eine edle

Seele und riefe aus: Seht Ihr einen Jüngling von tiefem Verstand sich von der Welt abziehen, trüb-sinnig werden, schnöd und dürr reden, über schlechte Menschen klagen, aber diesen Gram eingraben, in seine Felsenstirn, seht Ihr diesen frischen Geist her-vorbrechen wie ein Blitz aus Gewitternacht und sich dann wieder verhüllen in tiefes Stillschweigen! O seht Ihr eine edle Pflanze, die nur ihres Entwicklers wartet. Aber den lieben Jüngling, wenn Ihr nicht Offenheit, Schläue und Weltmanier zur rechten Zeit annehmet, würde ich dann doch zuweilen mit dem Kopfe an den Felsen anstoßen lassen und ihn ruhig fallen sehen. Darum, Gottfried, suche mit mir den Nutzen der Einsamkeit, verbunden mit Gesellig-keit, und ich rufe dann mit Dir: Mut gefaßt, Bruder, wir wollen bei Gott noch zwei Kerls werden, die, wenn schon nicht halb Europa oder Zürich und Frauenfeld in Erstaunen setzen, doch, was mehr ist, Gott, uns und unsren Freunden Genüge leisten!?

Nächsten Mond, den 17. ist hier Kantonalsänger-fest, 20. Schulfest, 24. auf den 25. Schützenfest. Auf diese Tage bist Du höflich bei mir eingeladen, nimm einen ganzen Teufel voll Papier, Farben etc. mit, wir werden eins schmieren. Ich habe die Erlaubnis des Vaters. Du mußt spätestens am 17. morgens eintreffen und am 20. kannst Du Dich wieder streichen wohin Du willst. Nimm auch Deine Flöte mit.

Was die Skizze anbelangt, so schicke ich Dir da etwas, aber erstens nichts Erhebliches und zweitens nichts über den besprochenen Gegenstand.

Ich schlage auf den letzten des nächsten Mond einen Gegenstand vor, die glückliche Heimkehr der Räuber, im Wagen, wenn Du willst, ein wenig aus-geführt, viel Figuren, große erhabene Natur etc., so viel als ein Karton zu einem Musterstücke. Ich habe den Vater wieder um die Erlaubnis, nach Zürich zu gehen, gefragt. Ich darf gehen. Beschleunige Du die Sache, gehe zu dem Steinmetz, frage ihn, wie es denn stehe, sage ihm, ich wolle schlechterdings nicht mehr in Frauenfeld bleiben, ich werde melancholisch, was Du aus meinem Briefe siehst. O, dann will ich mit Dir meine Muße der edlen Kunst weihen, mit Dir Gutes denken und tun und suchen, Geist und Herz zu veredeln, bis mich wieder eine kalte Hand aus Zürich wegführt, worin mein Liebstes ist.

Ach, ich will aufhören, es röhrt mich, sieh, mit den Tränen, die ich schon hier geweint habe, könnte man ein paar Sommerhosen waschen. Ich ergreife immer die Zuflucht zur Natur, die auch hier über unser Leben Rosen ausstreut, mit neuem Mut stärkt, und sanft, fest, gutmütig, wohltätig, freundlich, tief, heiter und tugendhaft macht. Mein Blut, glaube ich, schlägt jetzt schon längere Zeit dreimal so geschwind als sonst. Entweder bin ich ein Narr oder werde ich ein Narr. Auf alle Fälle kann ich lange lernen, bis ich weiß, daß ich nichts weiß.

Auf diesen Brief gibt Keller folgende köstliche Antwort:

Zürich, den 29. Juli 1837.

Soeben erhalte ich Deinen Brief. Ehe ich aber anfange, muß ich mich entschuldigen, daß die ver-sprochene Skizze nicht in dem Meinigen kommt, denn es war mir, bei Gott, unmöglich, sie zu machen, indem ich immer nach der Natur oder nach Herrn Meyers Studien schaffe, so gut es gehen will. Und wenn ich nichts tue, so bin ich immer so zerstreut und erregt, daß ich nichts zuwege bringe. Doch will ich Dir sagen, wie ich sie machen wollte: ich wollte nämlich eine Bande aus dem 13. Saeculum darstellen, alles halbnackte Kerls, fürchterliche Larven, welche einen Räuber aus ihrer Mitte auf eine gräßliche Weise an einen Baum binden, um ihn zu verlassen und den wilden Bestien preiszugeben.

Dein Brief ist schön, und wenn es nicht bloß etwa sonntägliche affektierte Gefühle sind, die Du äußerst (was ich aber weder hoffe noch glaube), so sage ich Dir ganz kurz, daß sie mir zum Teil rein aus der Seele gegriffen sind. Das spreche ich nicht zu Dir aus Schmeichelei oder aus affektiert Sympathie, sondern aus dem Bewußtsein, daß Deine ausge-sprochenen Gedanken mich durchkreuzen, so oft ich allein bin, besonders nach einem unzufrieden durch-lebten Tage. Ich freue mich aber, in Dir diese Töne entdeckt zu haben, ich glaubte Dich wirklich zu flüchtig dafür.

Du fühlst ganz das Anziehende einer sanften Melancholie, Du fühlst es mit mir. Aber ich möchte sie, so wie ich sie in mir finde, lieber ein eigensinniges wildes Leiden nennen, als ein sanftes süßes; so wie ich überhaupt den Ausdruck süß nicht wohl leiden mag. Was die Einsamkeit betrifft, so kann ich nicht begreifen, wie gewisse Leute einen Anspruch auf Geistesbildung oder auf Seelengröße und Charakter machen wollen und doch nicht das mindeste Gefühl für das Alleinsein haben; denn die Einsamkeit, verbunden mit dem ruhigen Anschauen der Natur, mit einem klaren, heiteren Bewußtsein seines Glaubens über Schöpfung und Schöpfer, und ver-bunden mit einigen Widerwärtigkeiten von außen, ist, ich behaupte es, die einzige wahre Schule für einen Geist von edlen Anlagen. Und wer nicht seine schönsten Träume in der Einsamkeit träumt, wer nicht so weit gekommen ist, daß er jede menschliche Gesellschaft, alle Zerstreuungen und Umgang der faden Welt, ja sogar den Umgang mit großen Seelen und wirklich guten Gemütern entbehren kann, wer sich nicht selbst genug, wer nicht die erste und beste Unterhaltung in sich selbst, in der Tiefe seines eige-nen Ichs findet, der schiebe seine Ansprüche auf Geistesgröße bescheidenlich in die Tasche zu den übrigen Brotkrumen und Bettelmünzen, die dort be-findest sind, und schleiche sich fort aus dem An-gesicht dieser heiligen Natur, der er doch nicht an-gehört. O, wie oft habe ich mich nicht schon ge-täuscht, wenn ich einen gehaltvollen, der Einsamkeit getrauten, sich selbst kennenden Kopf gefunden zu haben glaubte, und nur einen Getümmel suchenden

Strohkopf entdeckte, in den sich ein paar feurige Augen verirrt hatten. Ich brauche keinen scharfen und fassenden Geist, keine berechnende, weit aus-schauende, entschlossene Kraft von einer großen Seele; es sind schöne Gaben, aber ich kann ohne dieselben bestehen. Hingegen fordere ich von wahren Menschen jene hohe, große, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst erforscht, anbetet, liebt. Ich fordere von ihm das Talent, sich in jedem Bach, an der kleinsten Quelle wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Baches, der Quelle und des Himmels, sondern um des Gefühls der Unendlichkeit und der Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordere von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum sehen, und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Helden-gedanken entlocken zu können; aber der kleinliche, spekulierende, kratzende, spöttende, schikanierende, schmutzige Zeitgeist sei ferne von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und keines Menschen Würde erkennen kann. Und ferne sei von ihm die Naseweisheit und die Frechheit des Jahrhunderts! . .

Um auf Deinen Brief zurückzukommen, so finde ich einen Satz in demselben, worin Du eben kein großes Zutrauen auf mich setzest. Du schreibst: «Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich fest-halten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edlen wünschenswerten Stolz geben, mit dem Du nach wohlbenützter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend dann auch im männlichen Alter aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie wert sind.» O glaube mir, an großen, schwärmerischen Absichten hat es mir nie gefehlt, und das ist nicht mein Nutzen; denn je weiter ich aushole, desto weniger vorwärts komme ich, und während ich Pläne entwerfe, schaffe ich nichts. Stolz habe ich nur zu viel, mehr als ich verantworten kann, und aus Welt und Menschen machte ich mir schon nichts mehr, als ich noch so ein achtjähriges Teufelchen war. Sagte mir doch der Rektor der Industrieschule einst, als ich aus der selben weggejagt wurde: «Gib acht, Keller, Du wirst gewiß noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein eisernes Gesicht drückt.» Du darfst also getrost nach Zürich kommen, ich werde Dir für jede schwärmerische Torheit zwei andere ins Gesicht werfen und wir werden eins phantasieren, daß die Eichen ihre tausendjährigen Wipfel schütteln, unter denen wir wandeln. Doch Scherz beiseite, ich habe Dir noch etwas zu sagen. Wir betiteln uns ganz freund-schaftlich als Freunde. Nun wirst Du wohl schon in hundert erbaulichen Büchern gelesen haben, wie schwer ein wahrer Freund zu finden sei. Und das ist wahr, die meisten Freundschaften beruhen auf gleich-artigen, sympathetischen Gefühlen, auf enthusiastischen Herzensgießungen und Mitteilungen, auf ähnlichen Neigungen und gleichen Leidenschaften. Und da sind natürlich zwei solche feurigen Jüngelchen, die einander treffen, gleich die intimsten

Freunde. Aber wenn man sich dann nur nicht näher kennen lernte! Da findet sich eine schlechte Saite nach der andern, an der anfangs so harmonisch ge-stimmten Geige; man hat sich schon alles gesagt, was man wußte; das Feuer verglimmt und raucht nur noch über den Kohlen; der eine oder der andere wird etwa arm oder kömmt in Verlegenheit und fordert vom andern die Dienste der Freundschaft. Das ermüdet, macht ungeduldig. Kurz, ich mag nicht aufwärmen, was Du in alten und neuen Schriften über den Umgang mit Menschen viel besser liest, als ich es zu sagen weiß. Das gilt aber alles nicht von zwei wahren Freunden. Solche lieben sich nur aus Eigennutz, damit ihr teures Ich einen treuen Freund habe. Aber es ist ein göttlicher Egoismus, es ist der nämliche, der das Universum aus unseres Schöpfers Geist hervorrief, und einen Freund, der diesen Egoismus mit mir teilte, würde ich als das höchste Gut der Erde betrachten (wenn sich nämlich nicht noch ein Pendant vom andern Geschlecht daneben schliche). Wir wollen also einander ein wenig auskundschaften und sehen, ob wir uns fügen — nicht so, der Ausdruck ist schlecht, ich wollte sagen: ineinanderschmelzen, prasseln, aufglühen, blühen, den Himmel über uns röten und miteinander in Asche zusammenfallen können. Wir würden dann leben wie zwei Wesen, die einen unzerteilbaren Diamant, ein köstliches Gut besäßen, so dasselbe ge-boren würden, so dasselbe lebten, dasselbe liebten, stritten, litten, für dasselbe sich freuten, eines im andern und für dasselbe zugleich stürben. Doch ist es auf der andern Seite auch wieder erhaben, so ganz allein, ohne Freund, in dunkler Tiefe hinieden durchs Dasein zu wandeln, die heilige Flamme in verschlossener, von außen schwarzer, durch innen feuerheller Brust zu schüren und rein und unent-weicht mit hinüber zu nehmen ins unnennbare Jen-seits; aber ich glaube mich kapabel, einem Freunde Freund zu sein, und würde die Gelegenheit also nicht verschmähen, aus Liebe für den Nächsten. Ich habe Dir noch was zu sagen. Du schreibst: «Mit den Tränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein paar Sommerhosen waschen.» Schämst Du Dich denn nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen. Fi, weinen, — weinen! fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht ver-achtet, spricht vom Weinen. Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr so viel Wasser vergießen, daß eine Fliege darin ersaufen könnte, weder aus Ärger noch aus Gefühl. Nicht, daß das Auge eines Helden sich nicht netzen dürfe; aber das sind seltene Fälle und köstliche Augenblicke. Wenn unaussprechlicher Gram um ein verlorenes Seelengut, wenn bitterer Ärger über der Menschen Verworfenheit, erfahrener Umgang, die Qual, seine hochfliegenden Pläne nicht erfüllen zu können, seine glühende Gedankenfülle erdrücken und verschlucken zu müssen, wenn noch hundert andere Feinde vereint auf des Mannes oder des Jünglings Brust einstürmen, dann kann eine

schwere Träne den Weg zum Lichte finden. Wie pocht's dann mit lauten Schlägen an die Rippen, wie preßt's das Herz, ein Zentner liegt auf ihm, wie brennt's und kocht's und sprudelt's und siedet es in der hohen, doch so beklemmten Brust, daß die Flammen hoch aufschlagen und die Hülle zu sprengen drohen. Starr wie ein Fels steht der Mann, aber das innere Feuer zehrt an ihm. Heiß wallt's hinauf, höher und höher aus dem zerknirschten Herzen, heiß wird die Wange und rot die hohe Stirn, und heiß dringt eine feuchte, volle Zähr' ins finstere Auge. Betroffen will er sie zerdrücken, aber sie fließt schon hell die Wange hinunter. Verstohlen, wie ein Mädchen den ersten Kuß verlor, wischt er sich das Aug', aber mit der Träne ist aller Jammer ausgeflossen. Leicht und flüchtig atmet er, mild glimmt's noch im ausgebrannten Busen; eine düstere, doch weiche Melancholie haust noch in der verlassenen Brust und gibt dem Dulder den schönen großen Blick, der den Schurken zu Boden drückt. Solch eine Träne ist göttlich, und der Moment unschätzbar zu nennen; aber der Name Weinen bleibe ferne von Dir; denn nur das Weib darf weinen, oder der Tor, oder der Bösewicht. Ich bitte Dich also, Dir das Weinen abzugewünschen, sonst ersaufen Deine edlen Gedanken in der trüben Flut.

Auch wünsche ich, daß Du an einem andern Orte das Wort «tugendhaft» weggelassen hättest; denn der Mensch soll nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein. So wird die Tugend von selbst kommen. Überhaupt ist das Wort tugendhaft ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding, und soll vom Mann gar nie ausgesprochen werden, weil der, welcher die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt, und die Menschen gerade um ihrer Sünden willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element. Er weiß nichts von ihr; denn sie ist ihm eigen, wie jedem Tiere, das atmet. Und wenn er noch so viele Fehler hätte, so entspringt jeder Fehler einer Tugend. Freilich sind die Schwachheiten des großen Mannes und diejenigen des schlechten von himmelweitem Unterschied! Verzeih, daß ich Dir ein wenig mein Herz geleert habe. Ich paßte schon lange auf eine Gelegenheit.

Gottfried Keller.

Diese beiden Briefe bilden den Höhepunkt des gegenseitigen Briefwechsels, soweit er erhalten ist. Keller hat es nach der Entdeckung des wahren Sachverhaltes wohl aufgegeben, sich in weltanschaulichen Fragen mit seinem Freund auszusprechen. Hingegen hat er, im Gegensatz zur Darstellung im «Grünen Heinrich», den Verkehr mit Müller noch lange gepflegt. Im Jahre 1839 weilte dieser in München, wo er sich in seinem Architekten- oder Baumeisterberuf und in der Malerei weiterbildete und dabei, nach damals scheinbar üblicher Schweizerart, eine große Beige Schulden auftürmte. Aus München ist kein Brief Müllers mehr zu finden, hingegen eine Antwort

von Gottfried Keller vom 20. Juli 1839, in der er dem Freunde schildert, in welch origineller Weise er seinen 20. Geburtstag gefeiert hat:

Zürich, den 20. Juli 39.

Mein Freund,

Deinen letzten Brief habe ich erhalten und gesehen, daß Du den Kupferfeuer und seinen Brief obteniert hast. Habe aber noch keine Antwort von München erhalten. Daß es Dir gut geht, freut mich und daß Du Gelegenheit hast, oft zu Herrn von Helmsdorf zu kommen. Darum beneide ich Dich, nach dem was ich schon von ihm gehört habe; ich hoffe, Du werdest diese Gelegenheit zu Deiner eigenen Ausbildung benutzen.

Gestern bin ich unter einem schrecklichen Donnerwetter in mein 21. Jahr eingezogen. Nun bin ich volle 20 Jahre alt, und kann noch nichts und stehe immer auf dem alten Flecke, und sehe keinen Ausweg, fortzukommen, und muß mich da in Zürich herumtreiben, während andere in diesem Alter schon ihre Laufbahn begonnen haben. Meinen gestrigen Geburtstag habe ich auf eigene Weise gefeiert. Ich saß eben trüb und verstimmt in meiner Kammer und übersah mein bisheriges regelloses und oft schlecht angewendetes Leben, welches wie ein verdorrter und abgehauener Baumstrunk hinter mir im Dreck lag, und guckte neugierig in meine Zukunft, welche wie ein unfruchtbare Holzapfelbaum ebenfalls vor mir im Dreck stand und mir durchaus keine erfreulichen Aspekte gewähren wollte; da dachte ich, was frommt Dir das Grübeln und Murren, Du mußt hinaus und Deinen Jahrestag feiern mit Glanz und Freude.

Und auf sprang ich und nahm Mütze und Stock; wie ich aber da in meine Tasche griff und ich unter Feuersteinen und abgerissenen Knöpfen bloß einen rostigen Batzen vorfand, da verschwamm aller Glanz und Schimmer wieder in einen nichtigen, stinkenden Rauch, und ich sank ganz mechanisch und langsam wiederum in meinen Sorgenstuhl zurück. Da wäre es mir bald weinerlich im Herzen geworden; von allen meinen Bekannten hatte sich heut kein einziger sehen lassen; denn wo kein Geld ist, da gibt's auch keine Freude, das ist ein alter Satz, und ich mußte also meinen Geburtstag mit durstiger Kehle und niedergeschlagenem Herzen in meinem Kämmerlein versitzen.

So klebte ich auf einem Sessel und schnitt jämmerliche Gesichter gegen meine Staffelei, auf welcher die große Linde im Schützenplatz angefangen stand, als der Föhn einige Wolken über die Sonne jagte und ein Gewitter verkündigte. Plötzlich stach ein wunderlicher Gedanke durch meinen Kopf, und ich sprang zum zweiten Mal auf, die Treppe hinunter und hinaus über die Sihlbrücke und hielt nicht an, als bis ich oben auf der Spitze des Üliberges stand. Dort setzte ich mich auf den großen Felsen

unter dem Leiterli, stopfte etwas ruhiger meine Pfeife, und fing mit langen, majestätischen Zügen an zu rauchen, daß ich hinter dem Dampf die Ferne nicht mehr sah. Unterdessen hatte sich der Himmel ganz mit Gewölke überzogen, nur gegen die Alpen hin war es noch offen, obgleich dunkel. Bald begannen die Blitze sich zu kreuzen, und der Donner stimmte seine untersten Baßsaiten an zum bevorstehenden Konzerte. Ich merkte schon, daß ich nicht vergebens da hinauf gerannt sei, und freute mich inniglich auf das Schauspiel, das sich jetzt wirklich mit aller Pracht vor mir eröffnete. Rings um mich her breitete sich die weite Ferne aus, vom Gewitter verdunkelt, und nun denke Dir den göttlichen Anblick, wenn der rote Blitz auf einmal die ganze finstere Landschaft erleuchtete, sodaß man einen Augenblick lang tief in die glühenden Schneeberge und Gletscher hineinsah, und nördlich durchs ganze Limmatthal hinunter, und ins Rheintal hinüber, alle die Kirchlein und Dörfllein, glänzend im rötlichen Lichte, bis wieder plötzliche Finsternis alles bedeckte; und dann im Vordergrund die krachenden Eichen und Fichten und die schwarzen Nagelfluhmassen, unter denen ich saß. Ich sage Dir, es war ein himmlischer Anblick; und ich hätte mir diese Stunde um hundert Maß Bier nicht abkaufen lassen. Das Gewitter ging vorüber; die Sonne stach blutrot noch einmal durch Wolken hervor und sank dann hinunter, und ich humpelte ebenfalls wieder zufrieden und glücklicher, als ich gehofft hatte, den Berg hinunter. So habe ich diesen Tag gefeiert, und mache Dir die Beschreibung davon, auf die Gefahr hin, daß Du mich als ein Kamel auslachst. Lebe wohl und sei solid!

Gottfried Keller.

Gottfried Keller, der sich in Zürich bei untauglichen Lehrmeistern auf keinen grünen Zweig der Malerei aufzuschwingen vermochte, wurde sehr wahrscheinlich von Müller ermuntert, ebenfalls eine Luft- und Lehrerveränderung vorzunehmen und nach München zu fahren, wo damals eine ganze Anzahl schweizerischer angehender Kunstmaler sich um ihre Weiterbildung bemühten. Im Frühling 1840 wagte er den Sprung und fuhr mit der Postkutsche auf dem üblichen Weg über Frauenfeld. Unterwegs merkte er aber, daß sein Paß nicht in Ordnung war. So wartete er in Frauenfeld auf die Korrektur, indem er im Gasthaus zum «Kreuz», bei dem die Postwagen Halt machten, abstieg und mit Müller zusammentraf, der ihn freundlich aufnahm und nachher mit der Chaise bis Konstanz führte. Von hier aus schreibt er seiner Mutter den ersten Brief, dem wir folgendes entnehmen.

Frauenfeld, den 1. Mai 1840.

Liebe Mutter,

Deinen lieben Brief habe ich mit samt dem Paß empfangen, welchen letzteren ich aber wieder zurück-

schicken muß, indem er durch die verfluchte Nachlässigkeit des Staatsschreibers nach Italien, statt nach München visiert ist. Ich muß also wieder abwarten, bis er wieder nach Bern und von da zurückgekommen ist. Du wirst also so gut sein und denselben wieder in die Staatskanzlei bringen; am besten wäre es, wenn Du jemand männlicher hinschicken könntest, der dem Staatsschreiber den Zopf mache und dafür sorgen könnte, daß es so schnell als möglich ginge.

Ich logiere im «Kreuz», weil Müller auch da ist als Kadett. Aber Du darfst keine Angst haben wegen dessen; denn er bezahlt alles für mich, er tut es durchaus nicht anders. Er zeigt sich überhaupt als Freund gegen mich. Daher bitte ich Dich, mir das Bildchen, das die Frau Dekan verschmäht hat, zu überschicken. Ich werde es dem Müller schenken für das, was er an mir tut. Es wird auf jeden Fall besser angewendet sein. Was die Frau Dekan betrifft, so kann sie meinetwegen zum Teufel gehen. Ich werde suchen, meinen Weg ohne solche Leute zu machen. Ich bitte Dich, liebe Mutter, Dir keine Sorge um mich zu machen. Ich werde gewiß fortkommen. Ich habe bereits hier gesehen, daß man in der Fremde weit mehr nach seinem wahren Wert geschätzt wird als in seiner Heimat.

Gottfried Keller bezog in München die Bude, die Müller verlassen hatte. Er mußte für ihn einen Koffer auslösen und bei verschiedenen Gläubigern im Laufe der Zeit die Schulden abtragen. Da Müller mit den Abzahlungen säumte, drückten die Leute auf Keller, der die Mahnungen mit kräftigen Zutaten nach Frauenfeld weiterleitete. Auf ein solches Mahnschreiben antwortete Müller im Mai 1842 folgendermaßen:

Lieber Aristophanes,

Gestern erhielt ich Dein racheschnaubendes Schreiben, das mich wie einen Schuldboten verfolgt, sodaß ich endlich in den dreckigen Sack greife und bleiche, aber mit was, du lieber Himmel? Leider kann ich weder mit Gold, Silber, Kupfer, sondern auch nur mit so verfluchten, traurigen Episteln von Geldverlegenheiten aufwarten. Freilich bau ich so eine Dorfkirche, aber nicht ganz neu. Ich kann auch etwas daran profitieren, aber zweitausend Gulden wurden mir vorbehalten, bis sie gänzlich vollendet ist. Und daneben habe ich gar keinen Hagel. Ich habe mich wegen Straßenanlagen, die in Frauenfeld erstellt werden, und wobei mein Haus bedeutend beteiligt, mit dem Baudepartement des Kantons überworfen. Die Bürger, in deren Interesse ich in die Zeitung schrieb, denen bin ich zu vornehm und zu gebildet, und die eingebildetere Klasse sieht auch nicht gerne Maurer in ihrer Gesellschaft. Ich bin noch blutjung, 22 Jahre alt. Wenn ich dieses Jahr ein Pfarrhaus, eine Kapelle und zwei Schulhäuser nicht zum Bauen erhalte, so versilbere ich meine

Sachen und komme nach München. Am liebsten ging ich zu Oberbaurat Gärtner, um bei ihm zu arbeiten.

Ich habe bei Gott keinen Menschen, an dem ich so viel Interesse nehme, dem ich so viel anvertraue, wie Du.

Müller hat von dem Überbringer des Briefes von Gottfried Keller allerlei über dessen Münchner Lebenswandel gehört und er schreibt ihm nun besorgt: «Die Musen sind nicht mehr Dein Alles, Du hast Dich Cerevisia geweiht und besoffen fängst Du sogar mit Deinen besten Freunden den erbärmlichsten Skandal an. Du kennst Deine Schwäche wohl, brauchst aber den Doktor nicht. Fährst Du so fort, so werden Dich bald Alle als einen Sonderling meiden und weil Du aber Geist hast und nüchtern kein Bullenbeißer bist, bedauern, Dich nicht in ihrer Gesellschaft haben zu können. Diese Worte können Dich, wenn Du unklug bist, giften, aber ich wäre ein schlechter Kerl, wenn ich es deswegen nicht täte. Der Skandal auf dem Markt war doch gar zu dick. Du wirst nun ein Bild nach Zürich schicken. Schreibe mir, wenn es dort ist. Ich werde hinreisen. Lebe wohl mein Lieber.»

Als Keller im Spätherbst 1842 nach zweieinhalbjährigem Aufenthalt in München, der ihn nicht an das erwartete Ziel gebracht hatte, halb geknickt nach Zürich zurückkehrte, da holte ihn sein Freund Müller in Konstanz mit dem Fuhrwerk ab und behielt ihn einige Tage bei sich zu Gast. Wahrscheinlich war dies das letzte Zusammentreffen. Müller hielt es nicht mehr lange in Frauenfeld aus. Er brauchte viel und nahm nicht entsprechend viel ein, da er zu wenig Aufträge bekam. Daher gab er sein Geschäft auf und ging erst nach Basel und später nach Wien. Von hier aus schrieb er im Jahre 1845 den letzten Brief an seinen Zürcher Freund, der unterdessen als Dichter von sich reden gemacht hatte.

Wien, den 16. März 1845

Teurer Freund,

Ein Genie schlägt sich durch, dies hast Du nun bewiesen. Erwarte keine Lobhudelei. Ich glaube Dich stets so behandelt zu haben, als die Leute Dir jetzt tun mögen, seitdem Du Hans Sachs geworden bist. Wenn ich Dir noch nicht schrieb, seit ich Frauenfeld verlassen, so war es: weil ich Dich und mich im Pech wußte. Nun ist es anders, und ich verlange jetzt, um den Teich meiner Vegetation zu destillieren, Deine jetzt wahrscheinlich schon gedruckten Gedichte. Bis jetzt habe ich nur die Süddsee-Inseln gekriegt; sie sollen neben Uhland in meine Bibliothek zu stehen kommen und mir um so lieber sein, da sie doch, nicht wahr, von einem steten Freunde sind?

In Basel wurde ich für die Entwürfe und Leitung der Schützenbauten unter aller Kritik bezahlt. Daraus habe ich dieses Nest mit 800 Gulden Schulden

und Hinterlassung bereits sämtlicher Effekten (vide München) verlassen. Hier, nachdem ich bei Förster einige Zeit die allgemeine Bauzeitung redigierte, machte ich auf meinem Zimmer für den Architekten Lüssel Entwürfe zu einer Vergrößerung der innern Stadt Wien, mit mehreren öffentlichen Gebäuden, als Opernhaus, Konzert, Börse. Seit ich Frauenfeld verlassen, habe ich in meinem Fache hübsche Vorsprünge gemacht, hingegen nichts aufgesteckt. Mit der Hungerkur erhalte ich wieder Humor. Hier wird aber auch unter dem Luder schlecht bezahlt, dafür ist alles um so teurer. Ich wollte, ich wäre auch ein Genie. Da könnte ich auch diese Wolken spalten. Übrigens ist mein Stolz größer als je, ich bin sogar eitel, und zeichne in dieser Saison selten ohne Handschuhe.

Kurz, wenn Du mir jetzt etwas zum Lesen schicken willst, soll es mich unendlich freuen; denn nur aus dem Dreigroschen-Bändel von Uhland und zwei wallachischen Grammatiken besteht meine jetzige Bibliothek. Wallachische Grammatik, wozu? Ich bin bereits in Bukarest und Yassi plaziert. Allein im Winter, wo die meisten Tiere des Hundegeschlechts so arg hausen, ist der Weg gar nicht ratsam. Es wäre mir sehr traurig, wenn ich keine Antwort erhalten sollte. Du wirst doch nicht, indem Du ein berühmter, ein großer Mann geworden bist, zugleich ein schlechter Kerl geworden sein. Sollte ich in Zeit von vierzehn Tagen keinen Brief erhalten, so wirst Du einen zweiten Brief von mir durch jemand anders erhalten, damit ich überzeugt bin, daß Du meinen Brief erhalten habest; denn ich mag nicht daran denken, wenn Du vergessen oder verachten gelernt hättest.

J. Müller.

Wohl mit Bezug auf diesen Brief schrieb Keller im gleichen Jahre an seinen Malerfreund Leemann über Müller: «Wenn wir beide nun also anfangen, den äußersten Zipfel eines grünen Zweiges zu erhaschen, so muß ich Dir mit Wehmut melden, daß ein dritter aus unserer Bekanntschaft beinahe im völligen Zugrundegehen begriffen ist: Müller, der Architekt von Frauenfeld, hat sein Vermögen in kurzer Zeit durch ungeschickte Praktik und Leichtsinn verloren, mußte alles verkaufen, trieb sich in Basel und Wien herum und ist nun in den elendesten Umständen. Ich kann nichts tun für ihn, obgleich ich es ihm schuldig wäre; denn ich habe zur Zeit noch über kein Geld zu verfügen, Gott helfe ihm empor, denn er ist noch jung. Wenn das Luder nur selbst Hand anlegen wollte.»

Müller legte wirklich selbst Hand an sein Schicksal. Er fuhr von Europa schließlich nach Amerika, wo er sich zum angesehenen Ingenieur emportarzte und zum Beispiel den Michigansee ausmaß. Er starb einige Jahre vor Gottfried Keller, nachdem das einstige Feuer einer schwärmerischen Jugendfreundschaft längst erloschen und die Verbindung zerrissen war.